

Vom Wesen und Wert der Arbeit

Autor(en): **Leutenberg, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erschütteret, ratlos und voll Mitgefühl
 Berühr' ich sanft das lichte Zweiggeriesel
 Und heb die zarten, kleinen Wipfelspitzen,
 Die noch vor kurzem jung zur Sonne blühten,
 Behutsam auf und schau' sie lange an
 Und küsse sie. — Doch immer wieder sinken
 Die toten Zweige schwer aus meiner Hand.
 Der Abendwind versucht, wie er's gewohnt,
 Zu spielen mit dem Haar — doch leblos ruht
 Und still der Baum und träumt nicht mehr und schweigt. —

G u s t i F a b e r

Vom Wesen und Wert der Arbeit

Von Adolf Teutenberg

II. Arbeit als Lebenserhöhung

„Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht
 segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen.“
 Justus Möser

Was der erkennende Verstand als unabänderliches Schicksal hinzunehmen geneigt ist, dem braucht sich der zielstrebende Wille noch keineswegs resigniert zu unterwerfen. Über der Welt des Seins erhebt sich die Welt der Werte — und nur diese hat dem Handeln höhere Gesetze zu schreiben. Auf unser Thema übertragen heißt das: mag auch der beobachtende Blick, der *V e r s t a n d*, die Arbeit, von *t h e o r e t i s c h e n* Prinzipien ausgehend, als eine Beschwerde erkennen, so kann doch die wertende *V e r n u n f t*, von *p r a k t i s c h e n* Prinzipien ausgehend, dieses Erkenntnisurteil umstoßen oder es als nicht vorhanden betrachten, und der sittliche Wille hat auch im Sklaven noch Raum genug, sich über die Beschwernisse des Lebens zu erheben.

So betrachtet, gewinnt die Erscheinung der Arbeit im Leben des Einzelnen wie im Leben der Völker einen ganz andern Anblick. Das Sichabfinden, das Aufssichnehmen, ja das freudige Verrichten der Arbeit wird zu einer *L e b e n s a u f g a b e*, und die Lösung dieser Aufgabe wird zu einem *L e b e n s i n h a l t*: dieselbe Arbeit, die dem erkennenden Menschen ein negatives Vorzeichen zu verdienen schien, wird dem von sittlichen Vorstellungen beherrschten Menschen zum *p o s i t i v s t e n* Wert des Lebens; dieselbe Arbeit, die vom Menschen äußerste Kraftanstrengung verlangte und ihm Unlust auflegte, wird zu einem *J u n g b r u n n e n* der *K r a f t e r n e u e r u n g* und Kraft-

vermehrung, zu einem wahren Elektromotor beglückenden Kraftbewußtseins und damit zu einer unversiegliehen Quelle der Lust; dieselbe Arbeit, die den ganzen Menschen in Bande zu legen schien, ihm die (äußere) Freiheit raubte, wird zu einer wahren Schule zur Erwerbung der inneren Freiheit, — denn innere Freiheit bedeutet die Fähigkeit, sich auch im Zustande der Gebundenheit frei fühlen zu können, bedeutet die Kunst, sich innerhalb des Gesetzes frei zu bewegen. Es ist eben — neben der Einsicht in die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit unseres Systems der Arbeit — der sittliche Gedanke, der alle Arbeit heiligt; es ist der sittliche Widerstands- und Überwindungswille, der über alle ihre Mühseligkeiten triumphieren kann, es ist das sittliche Bewußtsein der Pflicht (gegen die andern und gegen sich selbst), der ihr das ganze Leben und die ganze Persönlichkeit dienstbar zu machen vermag.

Natürlich wird diese siegreiche Behauptung des Individuums gegen alle lebenverkleinernden und lebenszerstörenden Einflüsse der Arbeit, die sie auf den körperlichen und seelischen Organismus ausübt, von Fall zu Fall dem arbeitenden Menschen schwerer oder leichter werden. Es fällt hier nicht allein der sittliche Kraftfonds im Subjekt in die Waagschale, sondern auch die Summe der Hemmungen, die im Objekt, d. h. in der Arbeit und ihren Begleiterscheinungen, aufgespeichert liegen, und die es zu überwinden gilt. Diese Hemmungsfaktoren sind aber, objektiv gesehen, ganz verschiedenwertig. Es ist zur Verständlichmachung des unterschiedlichen sittlichen Wertes, der in der Verrichtung einer Arbeit liegt, lehrreich genug, und sogar geboten, sie sich kurz zu vergegenwärtigen.

In erster Linie zu berücksichtigen ist da die Art der Arbeit. Diese steht heute, wie oben gezeigt, unter dem Gesetze der immer weiter getriebenen Arbeitsteilung und unter dem Einfluß der technischen Vervollkommnungsmethoden und trägt daher durchweg einen funktionellen oder mechanischen Charakter. Aber dennoch gibt sich unter diesen funktionellen und mechanischen Arbeiten noch eine weitreichende Abgestuftheit der in ihnen aufgehäuften Unlustmomente kund; (ganz zu schweigen davon, daß gewisse geistig-produktive oder auch die rein administrativen, organisatorischen, disponierenden Tätigkeiten kaum noch mit starken Hemmungstendenzen und Unlustgefühlen sich verbinden.) So wird keiner bestreiten wollen, daß z. B. die Arbeit am modernen rasselnden Webstuhl an die ausharrende Geduld höhere Anforderungen stellt als etwa die

schon qualifiziertere Arbeit der Bohrer, Hobler und Dreher oder gar die der Tischler, Schlosser, Monteure in unserer Maschinenbauindustrie. Oder daß die Funktionen in Zucker-, Papier- und Glasfabriken z. B. ekelhafter und stumpfsinniger sind als etwa die geradezu lebensfördernd und poesievoll zu nennenden Berufsarbeiten der Gärtner, Jäger, Fischer usw.

Mit diesem letzteren Beispiel ist bereits eine weitere Ursache für die Ungleichartigkeit der sich mit der Arbeit verbindenden Unlustmomente angedeutet: es ist ein Unterschied, ob sie in einem lärmigen und staubigen Fabriklokal vor sich geht oder in Gottes freier Natur, und man darf wohl sagen, daß der Bergarbeiter fast immer und der Fabrikarbeiter nicht selten ein höheres Maß von Entsagungsfähigkeit und Todesverachtung entfalten müsse, als etwa der Beamte und der Gelehrte — das *L o k a l d e r T ä t i g k e i t* ist oft schon an und für sich ausschlaggebend für das Maß des in ihr stehenden sittlichen Wertes. Nicht minder wichtig aber als Kriterium der Anforderungen, die die Arbeit stellt, ist *i h r e Z e i t d a u e r*. Mag eine Tätigkeit angenehm oder unangenehm sein, in ansprechender oder abstoßender Umgebung vor sich gehen: es gibt für sie eine Zeitgrenze, über die hinaus nur mit steigender Ermüdung und Unlust und auf Kosten der Nervenkraft gearbeitet werden kann: wenn nämlich die Leistungen arithmetisch zunehmen, so die Ermüdung geometrisch, und es gestaltet sich, mag auch der heutige Kulturmensch für lange andauernde Arbeit durch jahrhundertelange Zucht und Gewöhnung günstig prädisponiert sein, (im Gegensatz zum Naturmenschen, der nur unter dem Drang der Impulse tätig zu sein vermag) — es gestaltet sich alle über die individuelle Ermüdungsgrenze hinausführende Anspannung zu einem Kampf des Willens gegen die versagende Kraft, und hier darf man denn wahrlich, zumal wenn die Antriebe unter keinerlei Zwang als dem des autonomen Ich stehen, von einem *H e r o i s m u s d e s A r b e i t e n s* sprechen, den man als den höchsten Triumph des von geistigen und sittlichen Energien über die träge Materie emporgetragenen Menschen wird feiern dürfen. (Wer könnte sich hier enthalten, auf Schiller als den von diesem heroischen Willen zur Arbeit bis zuletzt durchdrungenen Mann hinzuweisen?)

In höherem Maße als Art, Ort und Zeitdauer spielen vielleicht *p s y c h o l o g i s c h e M o m e n t e* in die Härten der Arbeit versöhnend oder unlust-erhöhend hinein und lassen ihre getreue Verrichtung daher weniger oder mehr

verdienstvoll erscheinen. Zu diesen psychologischen Momenten sind in allererster Linie zu zählen die *Beförderungschancen*, die sich dem Arbeiter in seinem Berufe auftun. Es ist klar, daß das Bewußtsein, auf der Stufenleiter der Arbeitskategorien emporkommen zu können, über manche Unebenheiten der niedrigeren Berrichtungen wie mit leichten Schwingen hinweghilft, und daß umgekehrt das dumpfe Gefühl, mit undurchbrechbaren Ketten an ein niedriges soziales Niveau und an die ewiggleiche Art der Tätigkeit geschmiedet zu sein, sich der Arbeitsenergie und Arbeitsfreudigkeit wie Bleigewicht anhängt. Sieht man sich aus diesem Gesichtswinkel die modernen Berufsarten auf die in ihnen enthaltenen Hemmungsfaktoren an, so möchte wohl dem industriellen Lohnarbeiter die Leidenskrone zuzuerkennen sein.

Auch zwei weitere psychologische Momente, die als eine Erleichterung oder Erschwerung in der Arbeitsverrichtung auftreten, scheinen von dem Fabrikarbeiter das höhere Maß von Selbstüberwindung und sittlichem Einsatz zu fordern. Von großer Bedeutung als ein lusterweckender Zusatz zur Arbeit ist nämlich die *Übereinstimmung der ausgeübten Tätigkeit mit den besonderen Neigungen des arbeitenden Menschen*. Ein frei erwählter Beruf, der mit einer gewissen Begeisterung aufgegriffen ist, wird auch unter schwierigen Verhältnissen etwas von seinem Reiz beibehalten und darum auch, mag er immerhin unter dem Zwange vertraglicher Verpflichtung ausgeübt werden, nicht halb so viel gravierende Momente an sich tragen als diejenige Tätigkeit, die der persönlichen Veranlagung zumeist entgegensteht. Eine solche Übereinstimmung wird man nun heute überhaupt selten finden — am wenigsten aber wohl beim industriellen Lohnarbeiter —: teils weil fast alle Arbeiten (die Fabrikarbeiten am meisten) überwiegend Unlustmomente in sich schließen, teils weil die freie Berufswahl (und wiederum für den Fabrikarbeiter am allgemeinsten) ein völlig illusionäres Recht geworden oder vielmehr immer gewesen ist. Das Lied vom falschen Plaze ist in allen Berufsschichten ein ja immer wiederholtes Klagelied.

Deutlicher aber kommt die zumeist auf Entfagung gestellte Verknüpfung des Fabrikarbeiters mit seinem Beruf zum Bewußtsein, wenn man bedenkt, welch beglückende Äquivalente für alle Mühsal in der sozialen Wertsetzung der Arbeit liegen. Daß diese aber sehr verschiedenartig ist und häufig im umgekehrten Verhältnis zu der in ihr stekenden Mühewaltung

steht, weiß jedermann (man denke beispielsweise an den Offiziersberuf). Theoretisch zwar gilt uns — der Gedanke ist mit dem Christentum in die westeuropäische Welt gekommen — jede Art von Arbeit gleich wert und heilig; praktisch aber hat dieser Grundsatz nie gegolten, gilt nicht und wird wohl auch nie gelten. Sießen im Mittelalter manche Berufe „unehrlich“ (so das Abdecker-, Glaser- und Scharfrichtergewerbe), so scheint heute fast alle manuelle, körperliche Arbeit verpönt zu sein. Am stärksten aber scheint das Gefühl, als sei Handarbeit minderwertig, merkwürdigerweise in den breiten Schichten des Volkes lebendig (trotz Marx und der die manuelle Arbeit entschieden einseitig überwertenden sozialistischen Theorien): man denke nur daran, wie stolz der kleine Mann auf den „gestudierten“ Sohn zu sein pflegt, man denke an die Überfüllung des kaufmännischen Berufes, die sich sicherlich zum guten Teil aus der vorherrschenden Scheu vor der Handarbeit herschreibt, und man beobachte, wie geflissentlich die Handwerksmeister das Manuelle ihres Gewerbes hinter allerlei hochstrebenden Titeln zu maskieren suchen: ein Schreiner wird da „Möbelfabrikant“, ein Schuster „Schuhfabrikant“ oder gar „Besitzer eines Ateliers für Fußbekleidung“, ein Bäuerlein „Ökonom“ usw. Inwieweit diese subjektive Geringschätzung der Handarbeit objektiven Tatbeständen entspricht, und daher vor dem sozialen Bewußtsein zu rechtfertigen wäre, ist gewiß eine interessante Frage, die zumal im Hinblick auf die „soziale Frage“ der Zukunft, in deren Brennpunkt vielleicht nicht mehr so sehr Lohn und Arbeitszeit, als vielmehr der Kampf um die höhere oder niedere Arbeitsart stehen wird, eine eingehendere Behandlung wohl verdiente. Für uns kam es nur darauf an zu zeigen, daß das allgemeine Volksempfinden jedenfalls sehr genaue Unterscheidungen unter den Arbeitsarten vornimmt und daß die soziale Wertschätzung demnach geeignet ist, den Schmerz der Arbeit je nach dem Grad ihrer Einschätzung entweder zu versüßen oder zu verbittern. Auch von dieser Seite gesehen, stellt sich das dem modernen Fabrikarbeiter zugefallene Los als das leidvollste dar, und wohl mag man ihn, der zugleich auch der geringst entlohnte, der zulängst eingespannte, der vor Gefahren und Widrigkeiten aller Art gestellte, der ohne Aussicht auf Emporkommen dastehende und nicht selten zu den Bedienten eines toten Mechanismus herabgesunkene Arbeitsmensch ist, — wohl mag man vor allem ihn den eigentlichen *Heros* der Arbeit nennen und es als ein wunderbares Schauspiel der sieghaften menschlichen Natur verehren, wenn dieser gedrückte Arbei-

ter der Fabrik, weit entfernt, in die stumpfe Resignation des Sklaven dahinzusinken, dennoch mit dem stolzen Gefühl der Kraft und des Überwindungswillens seinem schweren Tagewerke gegenübersteht (wie dies Kraftbewußtsein in mehreren Figuren Meuniers sich ausdrückt) und auch darüber hinaus noch Energie hat, für die Verbesserung seiner Lage im Verein mit den Leidensgenossen einzutreten.

Die höchste sittliche Wertschätzung der modernen Fabrikarbeit darf nun aber nicht darüber hinwegtäuschen, und soll auch nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch die andern, mehr geistigen, organisatorischen, leitenden Tätigkeiten an den sittlichen Willen des Menschen die höchsten Anforderungen stellen. Ja man wird sagen dürfen, daß, wie die Dinge heute liegen, die Arbeit des Proletariers unter mancherlei psychologisch bedeutsamen Begleiterscheinungen vor sich geht, die ohne Zweifel, im Hinblick auf andere Berufsausübungen wenigstens, wieder eine Erleichterung bedeuten; sie steht nicht so sehr im Zeichen der scharfen und rücksichtslosen Konkurrenz und kennt daher nicht die quälende Sorge, die wohl der unangenehmste Beisatz der geschäftlichen Tätigkeit ist; sie kennt nicht das hastende Gehen und Rennen nach stets weiter gesteckten Zielen, das für unser ganzes Erwerbsleben so charakteristisch ist; sie kennt nicht die gewaltsame, konzentrierte Anspannung aller Kräfte, wie sie die meisten höheren geistigen Berufe in gewissen Situationen und Momenten verlangen, kennt nicht die anhaltende, forcierte Leistung bis zur völligen Erschöpfung, zu der so mancher Beruf nicht selten zwingt (man denke z. B. an den Ohnmachtsanfall des Fürsten Bülow im Reichstage, an die übernehmende Nervosität des geistigen Berufsarbeiters) und weiß nichts von den seelischen Spannungen, von dem Zwang zur ewigen Sprungbereitschaft, unter deren Hochdruck z. B. der Zeitungsredakteur eine so empfindliche Einbuße an Nervenkraft zu erleiden hat. Auch braucht der Lohnarbeiter nicht jenes lastende Gefühl der Verantwortlichkeit zu ertragen, welches sich mit der Arbeit in leitenden Stellungen fast immer verbindet, das sensibleren Naturen immer ein inneres Hemmnis ist und oft sogar zum Verhängnis werden kann. So also ist der Arbeit in der Werkstatt und in der Fabrik ein gewisser Zug von Ruhe, Regelmäßigkeit, gleichmäßiger Kräfteanspannung eigen, und wenn man das Wort *cum grano salis* versteht, so möchte man fast sagen: es kommt hierdurch ein Unterton von Behaglichkeit in das Arbeitsleben des Fabrikmenschen hinein („In

der Gewohnheit beruht das einzige Behagen des Menschen“, heißt es in Goethes Wanderjahren), eine Behaglichkeit, die andern Berufen fast gänzlich abgeht und die durch das solidarische Gefühl der Arbeiter und zuweilen auch durch die kooperative Tätigkeit noch erhöht wird. Und endlich steht das Arbeitsverhältnis des aristokratischen Teils der Arbeiterchaft, d. h. desjenigen Teils, der an der Gewerkschaft, an der Partei einen Rückhalt hat und gegen die allzeit drohende Entlassung versichert ist, sozusagen auf festeren Füßen als das mancher andern, nicht organisierten Berufsarbeiter: der kaufmännische Angestellte beispielsweise, und mehr noch der neueste Arbeitertypus aus dem „geistigen Proletariat“: der Schriftsteller, der Künstler — sie stehen dem Erwerbsleben sehr viel unsicherer gegenüber, ein Umstand, der natürlich auf die Arbeit selbst als deprimierendes Stimmungselement zurückwirkt und daher ein energischeres Zusammenraffen der ganzen Persönlichkeit erheischt.

Wenn daher auch die Fabrikarbeit, *a l l g e m e i n b e t r a c h t e t*, mit den meisten Unlustmomenten verknüpft erscheint und sich in ihrer getreuen Berichterstattung darnach durchweg der höhere sittliche Wert auszusprechen scheint, so wird man sich doch hüten müssen, dieses allgemein gehaltene Urteil auf jeden Einzelfall schematisch anwenden zu wollen. Denn abgesehen von der mannigfaltigen Gestaltung der Berufsarbeit, die, wie wir sahen, die beschwerlichen Momente nach oben und nach unten hin wahllos verteilt, so kommen zur *B e u r t e i l u n g* des in ihr steckenden *s i t t l i c h e n W e r t e s* doch auch noch *a n d e r e M a ß s t ä b e* in Betracht (subjektive und objektive) als die Summation der die Arbeit erschwerenden Hemmungsfaktoren: es kommt in Frage für die sittliche Bewertung der positive, bewußt zu Werke gehende gute Wille, der die Interessen des kleinen Ich hinter denen der Gesamtheit zurücktreten läßt und die Arbeit schließlich auch als Selbstzweck ergreifen lernt. Es kommt in Frage für die sittliche Bewertung das Verhältnis zwischen dem persönlichen Kraftmaß und dem geforderten Kraftaufwand — ein durchaus kraftvolles Individuum wird dieselbe Arbeit spielend verrichten, die einem andern, schwächeren wohlmöglich eine schwere Last wird. Und es kommt in Frage endlich (für den utilitaristischen Ethiker sogar in erster Linie) der Effekt, der objektive Nutzen der Arbeit. Über diesen aber sind die Ansichten sehr geteilt: Ein jeder Stand möchte seine Arbeit für die nützlichste, objektiv wertvollste halten. Inwieweit das im einzelnen eine Berechtigung hat, mag hier ununtersucht bleiben; unbestreitbar

scheint indessen, daß diejenige Arbeit, die die längstdauernden, die die Ewigkeitswerte schafft, ihrem objektiven Gehalt nach am höchsten zu werten sei: wonach die künstlerische Tätigkeit als die höchste zu gelten hätte.

Gewiß ist es nicht der einzige Weg, den sittlichen Wert der Arbeit nach ihrem objektiven Nutzen berechnen zu wollen; denn alles sittliche Verdienst ist ein Überwinden von Widerständen, ist Einsatz des Willens — geht also durchaus vom Subjekt aus. Aber man ersieht aus obigem, daß für die Bestimmung des sittlichen Wertinhaltes zu mannigfaltige Faktoren in Frage kommen, als daß man einem Beruf auf Kosten des andern eine höhere sittliche Sanktion zusprechen, als daß man einer Arbeitsart, etwa der manuellen, eine höhere Dignität zuerkennen dürfte als einer andern, etwa der geistigen oder umgekehrt. Vielmehr wird man, wofern man es schon unternimmt, nach dieser Richtung Distinktionen zu treffen, nur von Fall zu Fall und unter Berücksichtigung aller oben angedeuteten Begleiterecheinungen der Arbeit und aller Gradmesser ihres sittlichen Wertes urteilen dürfen.

Im allgemeinen wird man daher gut tun, aller und jeder Art von Arbeit, sie werde verrichtet in leitender oder dienender Stellung, am ersten oder letzten Platz in unserer arbeitenden Volksgemeinschaft, den Wert und die Würde nachzurühmen, welche sie unterschiedslos besitzt. Denn es ist ja, wie im ersten Teil dieser Abhandlung gezeigt wurde, das Kennzeichen der Arbeit schlechthin, daß sie ein Überwinden des ungeredelten Trieblebens, daß sie eine Anspannung der seelischen und körperlichen Kräfte verlangt, daß sie eine Eingliederung in eine Gemeinschaft und daher Aufgeben des Selbst und Verlust der Freiheit bedeutet. Das ständige Sichaufrufen, Sichüberwinden, Sichhingeben, Sichaufgeben aber ist, wofern es wenigstens nicht aus untergeordneten Motiven erfolgt, eben das, was man den *sittlichen Prozeß im Menschen* nennen könnte — und so gestaltet sich die regelmäßige und um ihrer selbst willen verrichtete Arbeit zu einem sittlichen Wert, zu einer sittlichen Tat ersten Ranges.

Aber auch wo die Motive zur Arbeit noch ganz und gar niederer Art sind, d. h. lediglich aus äußerem Zwang oder aus der Lebensnot, aus dem materiellen Bedürfnis herausgeboren werden — auch da spielt die Arbeit als ein *versittlichendes, kulturelles Element* im Leben der Menschen eine wichtige Rolle. Die Arbeit ist die höchste Erzieherin der Menschen und der

Menschheit, sie ist das lebendigste Prinzip des Fortschrittes für den einzelnen und für die Gesamtheit.

Der erzieherische und heraufbildende Einfluß der Arbeit fängt schon beim äußeren Organismus an. „Die Arbeit gibt“, sagt Schmoller, „wie uns die neuere Physiologie gezeigt hat, den geübten Körper-teilen eine bessere physische Zusammensetzung, macht sie fester, gegen Ermüdung widerstandsfähiger, in der Bewegung unabhängiger, erregbarer. Der arbeitende Mensch, zumal der seit Generationen arbeitende, ist flinker, rühriger, entschlossener, weil er über brauchbarere Knochen, Muskeln und Nerven verfügt als der träge.“ — Dasselbe aber läßt sich vom Einfluß der Arbeit auf den geistigen Organismus sagen: auch dieser erfährt durch jede Art von Tätigkeit, selbst wenn sie nur mechanischer Natur ist, immerhin eine Anregung, die ihn, was bei fortgesetzt träger Beharrung nicht der Fall ist, in einen Zustand der Aktivität versetzt, der Stumpfheit entgegenwirkt und jene Beweglichkeit ihm zu eigen macht, die das Kennzeichen des Kulturmenschen ist. Die Arbeit allein ist es, die den menschlichen Geist zum Herrn der stofflichen Welt gemacht hat und die seine Interessen schließlich die Vorherrschaft über das Materienhafte des Daseins gewinnen ließ.

Damit greifen wir bereits über auf die charakterbildenden Elemente, die im Vollzuge der Arbeit stecken. Denn alles, was wir als charaktervoll am Menschen bezeichnen dürfen, entspringt der Suprematie des bewußten, willenskräftigen Geistes über das vegetative Dahinleben des Körpers. Das Aufnehmen der Arbeit aber ist der erste Schritt, den der von seinen Impulsen und seinen Trieben beherrschte Mensch in das Reich der bewußten Zwecke hinein tut: jede Tätigkeit nämlich, die über das Bedürfnis des Augenblicks hinausgeht, setzt Überlegung, setzt das Eingreifen der geistigen Kräfte voraus. Die Arbeit also ist es, die den menschlichen Geist recht eigentlich mobil gemacht hat, und man wird sagen dürfen: je energischer sie in das menschliche Leben als führende Macht einzugreifen beginnt, um so mehr wird dieses unter den Kommandostab des Geistes kommen und jene feste Linienführung erhalten, die ihm unsere Zeiteinteilung, die ihm Ordnung und Selbstbeherrschung — alles Folgeerscheinungen der Arbeit — gegeben haben. Mit Recht nennt daher Schmoller den Erziehungsprozeß der einzelnen, der Völker und der ganzen Menschheit durch die Arbeit einen „Weg nach oben“: „Alles was zur Arbeit

zwingt und veranlaßt, ist besser als das Gegenteil, als Faulheit und Indolenz, enthält Elemente der wirtschaftlichen und der sittlichen, der körperlichen und der geistigen Schulung.“ Daneben aber fordert und lehrt die Arbeit Eigenschaften, deren Herausbildung den Menschen erst zu einem „Charakter“ im höchsten Sinne des Wortes umschafft: indem sie das Individuum zur Unterordnung zwingt, und es ihren Zwecken, die zumal in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft die Zwecke einer Gesamtheit sind, dienstbar macht, schränkt sie das Übermaß seiner Anforderungen auf das Mögliche ein, vereinigt die Kräfte auf das Nächstliegende, auf die „Forderung des Tages“, erzieht zu einer entsagenden Grundstimmung der Lebensführung und läßt die persönliche Willkür hinter Gemeinsamkeitsgefühlen zurücktreten. Was an Gewinn dabei herauspringt, ist wachsende Einsicht in das verschlungene Gewebe der wechselseitigen gesellschaftlichen Beziehungen, ist erhöhte Bereitwilligkeit, positiver Wille zur Unterordnung, zur Hingabe an soziale Aufgaben, ist jene *i n n e r l i c h e F r e i h e i t*, die auch den Beschwerden gegenüber den Ton der freudigen Bejahung zu finden vermag. Indem die Arbeit ferner den Menschen die Außendinge als Materiale zuweist, ihn in die Welt der Objekte versinken macht, verlegt sie den Schwerpunkt seiner Interessen nach außerhalb und verschafft ihm einen neuen Mittelpunkt des Lebens — auch diese Hingabe, diese Interessenverschiebung bekundet eine Emanzipation von allen subjektiven Stimmungselementen und Willensstrebungen, sie hebt den Menschen über sich selbst hinaus, befreit von der unwürdigen Sklaverei des ewigen Selbstbetonens, erlöst aus der Gefangenschaft des kleinen, sich auf das Selbstische beschränkenden Ich. Auch diese Wirkungen der Arbeit verengern also ganz, wie der innewohnende Zwang zur Unterordnung, den Spielraum des Subjektiven — erweitern aber dafür desto mehr das Feld für objektive Betätigung, erweitern die Denkhorizonte zu objektiver Erkenntnis, richten den Willen auf objektive, den Menschen gemeinsame Ziele, heben die Gefühle aus der begrenzten Sphäre kleinlicher Ichsucht auf die Höhe objektiven, den Dingen und Menschen gerecht werdenden Empfindens. Kurz, die Arbeit ist mit ihren strengen Forderungen der Hingabe, Selbstzucht, Selbstverleugnung, die große Befreierin des Menschen aus der Enge seines Ichbewußtseins, sie erst lehrt das Leben auf außer uns liegende Zwecke einstellen, sie durchtränkt es mit einem wesensvollen Gehalt, sie heißt es als

eine Aufgabe erfassen, deren Erfüllung eine Spur von unsern Erdentagen zurücklassen soll. Denn

„— die waltenden Mächte zeugen
Keinen zum müßigen Schwelgen und Schauen;
Mittun soll er und miterbauen
Unter das Joch der Arbeit sich beugen;
Soll nicht müßig im Weiten schweifen,
In der Werkstatt den Hammer ergreifen.“

III. Um- und Ausblick

„Je höher die Kultur, desto ehrenvoller wird die Arbeit.“
Wilh. Roscher

Das alles also sind die segensreichen Wirkungen der Arbeit, die sie uns (mögen diese Wirkungen auch nicht überall in gleicher Ausprägung sichtbar sein) als Lebenserhöhendes Prinzip, ja als das lebenerhöhende Prinzip erkennen und dankbar verehren lassen. Es sind jene herrlichen Ausstrahlungen, die die Arbeit von jeher über Menschen und Völker ausgegossen hat, und die unsere Dichter und Denker immer noch als des Lebens eigentliche Glanzseite gerühmt haben. „Jubilate heißt jeder Tag — Auf dem der Arbeit Segen lag“ — so singt ein moderner Dichter (Otto Julius Bierbaum), dem mancher (ungerechtfertigterweise) so viel Lebensernst nicht zutrauen möchte. Und auch der naive Volksverstand weiß, so gut wie er die Arbeit als Lebenslast beklagt ihre das Leben verjüngenden und steigernden Ausflüsse wohl zu würdigen. „Als de ploeg werkt“, sagt ein holländisches Sprichwort, „dan blinkt hy.“ (Wenn der Pflug arbeitet, so erglänzt er.) „Dhn' arbeit soltu nimmer sein — arbeit gewinnet fowr (Feuer) aus dem Stein.“ (Altdeutscher Spruch.) Und so weiter.

Es fehlt in unserer Zeit, die die besten und durch Jahrtausende bewährten Werte des Lebens umzuwerten versucht, an Propheten nicht, die auch der Arbeit heiliges Gut zum alten Eisen werfen oder doch wenigstens entwürdigen möchten. Es wäre merkwürdig, wenn nicht Nietzsche unter ihnen wäre, der ja in allem und jedem durchaus Neuschöpfer sein wollte. Nietzsche, dem bekanntlich die Welt der Zwecke, das Gebot der Pflicht, der Unterwerfung, der Selbstverleugnung (wie alles Gebot) tief verhaßt war, mußte von vorneherein der Arbeit im allgemeinen und der wirtschaftlichen Arbeit im besondern (von deren

Notwendigkeiten und Zusammenhängen ihm wohl kaum allzu deutliche Begriffe vor Augen standen) mit unsympathischen, um nicht zu sagen verächtlichen Gefühlen gegenüberstehen. Der ganze Nietzsche ist denn auch, wie dies R u d. E u d e n („Die Lebensanschauungen der großen Denker“) zeigt, ein krasser Rückschlag gegen den (freilich überspannten) Kulturbegriff, in dessen Mittelpunkt die Arbeit steht: der Mann der unberechenbaren Stimmungen gegen die Welt der allzu berechenbaren mechanischen Tätigkeiten. — Im speziellen hat Nietzsche dann, ungeachtet des Wortes: „Otium et reges et beatas perdidit urbes“ („Müßiggang hat Königsthronen gestürzt und glücklich-reiche Städte vernichtet“) — Muße und Müßiggang als ein Attribut wahrhaft kultivierter Menschen gepriesen, wobei er sich gar zu dem Sage versteigt: „Der müßige Mensch ist immer noch ein besserer Mensch als der tätige.“ Während Nietzsche aber zwischen Muße und Müßiggang immerhin noch unterscheidet, indem er mit großen Augen hinzufügt: „Ihr meint doch nicht, daß ich mit Muße und Müßiggang auf euch ziele, ihr Faultiere?“ — so tritt eine in seinen Spuren wandelnde Evangelistin namens E l l e n K e y bereits mit einer Forderung des „Rechtes auf Müßiggang“ auf den Plan. Und der unglückliche englische Dichter D s f a r W i l d e, der auch wohl im Banne Friedrich Nietzsches steht, findet, mehr rabiat als geistreich, „daß die Leute so fleißig sind“, daß sie „blödsinnig werden“ und daß sie dies „ihr Los verdienen“. Und an anderer Stelle nennt er gar den Fleiß „die Wurzel aller Häßlichkeit“.

Es wird nicht schaden, diesen Stimmen die Stimme eines Mannes entgegenzuhalten, auf welche die Welt heute eifriger lauscht denn je, eine Stimme, welche auch die obengenannten Epigonen vernommen haben und gegen deren Gewicht sie vergeblich ihre drei Namen zusammen in die Wagschale werfen würden: die Stimme G o e t h e s. Man wird Goethes Zeugnis mit um so mehr Nachdruck hervorheben dürfen, als jene oben wiedergegebenen Urteile über den Wert der Arbeit nichts anderem als der Überspannung eines rein ästhetischen Lebensverhältnisses entspringen und man von Goethe ja wohl kaum wird sagen wollen, daß er keine ästhetische Kultur in sich getragen habe.

Welcher Art war das V e r h ä l t n i s G o e t h e s z u r A r b e i t? Antwort: Je tiefer Goethe in die Jahre der Weisheit kam, um so höher schätzte er den wirtschaftlichen, sittlichen, allgemein kulturellen Wert der Arbeit ein und

je tiefer und reiner er sich innerlich abklärte, um so regelmäßiger, ausschließlicher, absichtsvoller gab er sich der Arbeit hin. Die ungeheure, bis heute noch nicht ganz zu Tage geförderte geistige Nachlassenschaft dieses Mannes spricht es am besten aus, was er vom Müßiggang, was er von der Arbeit persönlich hielt. „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung“ — „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit“ — das sind Worte, die Goethe zu einer Zeit niederschrieb, da die immer schwerer auf seine Künstlerseele drückende Amtsbürde ihn fast völlig in Anspruch nahm. Nach der Rückkehr aus Italien wird Goethe dann ein Mensch, „der sich in den Kreis seiner Tätigkeit (mehr und mehr) zurückzieht“, der mit seiner Zeit zu geizen anfängt, die er nach des Kanzlers v. Müller Worten „wie keiner zu nutzen, wahrhaft auszubeuten wußte“:

„Mein Erbteil wie herrlich weit und breit!

Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit“ —

„Etwas muß getan sein in jedem Moment, und wie sollte es geschehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde“. — So lange Goethe lebt, scheint er sich zuzurufen,

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann

Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.“ —

Goethe kannte auch sehr wohl und wußte zu schätzen die in aller Arbeit stekenden, lebensfördernden, innerlich stählenden Elemente. Nicht allein, daß er sich mit ihr bei großen Unglücksfällen wie mit einer Art Schutzwehr gegen das Schicksal umgab, (denn „Nur durch frische Tätigkeit sind die Widerwärtigkeiten zu überwinden“) — er erkannte der Arbeit auch eine lustfördernde, an und für sich beglückende Wirkung zu:

„Die Tätigkeit ist's, die den Menschen glücklich macht,

Die, erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst

Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.“

An anderer Stelle:

„Aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste,

Ist morgendlich; und er gewährt den ganzen Tag

Nahrung, Behagen, müder Stunden Bollgenuß.“

Und endlich:

„Im Arbeiten belohnen wir uns selbst“.

Als höchstes Lebensziel auch für die geniale Persönlichkeit:

Zeit feiert Goethe die speziell wirtschaftliche Arbeit im zweiten Teile seines „Faust“. Als die Grundlage für die Organisation einer neuen Gesellschaft stellt er sie in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ hin. Sollte es Zufall sein, daß in beiden Dichtungen des bejahrten Mannes das tätige Aufgreifen des Lebens als „der Weisheit letzter Schluß“ verkündet wurde? Daß die Arbeit als das menschenlösende und gesellschaftaufbauende Prinzip klar und deutlich bezeichnet wurde? Gewiß spricht sich in diesem Schlußgedanken des Goetheischen Lebenswerkes ein gut Teil persönlicher Erfahrung, erworbener Weisheit aus. Aber ebenso gewiß ist diese Verherrlichung der Arbeit aufzufassen als eine halb aus der Intuition, halb aus der Erkenntnis der beginnenden Industrialisierung der Welt entspringende Prophetie — sie ist ein Appell an die Nachwelt, der eben damals ein solches Evangelium der Arbeit not zu tun begann.

Der Nachwelt sind unter dem despotischen Regiment, unter der harten Faust der Arbeit Leiden allerschwerster Art bereitet worden, wie sie die Welt vordem wohl kaum erlebte — und noch die Mitwelt blutet aus den tausend Wunden, die ihr dies Schwert geschlagen hat.

Auch heute noch tut darum ein Evangelium der Arbeit not, wie Goethe es in goldenster Fassung ausgeprägt hat, wie er es durch sein Leben bewahrheitet hat: es soll die Ehrfurcht vor der Arbeit und vor den Arbeitenden eine tiefe Wurzel schlagen in unserer wurzellosen und auf den wesenlosen Schein gestellten Kulturwelt.

Ehrfurcht vor der Arbeit: das aber heißt Vermenschlichung der Arbeit, Einssein mit der Arbeit. Von der Gesamtheit aus: Erleichterung der Mühsal der Beladenen, von dem Individuum aus: freudige Hingabe und völliges Aufgehen in der Arbeit.

Ehrfurcht vor dem Arbeitenden: das aber heißt Überwindung der Vorurteile gegen irgendwelche Art von „niederer“ Tätigkeit, heißt den Boden bereiten für den neuen Adel der Werkfähigkeit, für die Aristokratie der produktivst tätigen Menschenklasse. Wer aber nicht arbeitet, (es sind das jene Vielzuvielen, die Schmoller als „törichte Parvenüs, verzogene Mutterföhnchen und eitle Weiber“ vorschweben — eine Reihe, die man noch verlängern könnte) — wer nicht arbeitet, der sollte nicht nur nicht essen, sondern auch ausgestoßen werden aus der „guten“ Gesellschaft.

Verbreitung der Ehrfurcht vor der Arbeit: in diesem letzten Gedanken Goethes liegt ein Kulturprogramm.

Betätigung der Religion der Arbeit: dieser Fingerzeig des Weimarer Weisen weist Wege, die hinaufführen auf eine höhere Stufe des Menschseins und auf eine höhere Stufe der Kultur.

Umschau

Auswendig! Es war eine herrliche Zeit! Erst versuchte es der Dirigent, gezwungen durch die wachsende Kompliziertheit der Instrumentalwerke und die zunehmende Größe des Orchesters, hie und da einmal von der Partitur auf- und seine Leute anzusehn. Es wurde nicht mehr ins Publikum hineindirigiert und es schien kein Unrecht mehr, ihm den Rücken zu drehen. Dann machte man wohl das Buch bei einem leichten Satz ganz zu. Schließlich verschwand es vom Pult und dann fiel das Pult selbst in die Versenkung. Ganz in Freiheit dressiert erschien der moderne Dirigent! Sein Stock war ein Zauberstab. Aus ihm schien die Tonflut hervorzuquellen. Er peitschte die Massen, schwamm auf den Wogen, besänftigte das wallende Meer, tanzte feuertrunken in den seligen Lüften, drohte wie ein erzürnter Gott, jauchzte wie ein Bachant und erstarb in kraftloser Geste, ins Nirvana eingehend. Die Stirnlocken und die Frackschöpfe, die so ausdrucksvolle linke Hand, das feurige Auge, die gewichsten Schnurrbartspitzen — sie alle variierten und paraphrasierten die Beredsamkeit des Stocks. Der Kapellmeister war zum Beherrscher der Gläubigen und Ungläubigen, zum Übermenschen, zum Mittelpunkt des

Interesses geworden. Er reiste als Solist, er war die Inkarnation der obskuren Orchestermafie, deren Triumph der seine war.

Dann kamen wieder andere Zeiten. Das Auswendigdirigieren hatte seine Schwierigkeiten. Manchmal irrte man sich gewaltig in den Einsätzen und das Publikum war so frech, das zu bemerken und zu bespötteln. Das Auswendigdirigieren hatte auch seine Ausnahmen: wenn der Solist kam, wenn Concertos und Arien oder Erstaufführungen dirigiert wurden, so erschien das Pult wieder und auf ihm die Partitur. Es war doch sicherer und bequemer. Schließlich imponierte man dem Publikum noch immer genug mit dem Auswendigdirigieren der alten, bekannten Sachen.

Heute kommt die alte Methode wieder zu Ehren. Gewiß, man klammert sich nicht mehr so krampfhaft an die Partitur als früher; man gibt die Einsätze an und sieht seinen Mannen — den fünfzig „Künstlern“ oder siebenzig „Professoren“ wie es jetzt heißt — ins Gesicht. Aber man schlägt doch ruhig, auch bei alten Sachen, die Partitur auf, dreht die Blätter um und sieht, ohne vor Scham zu erröten, auch hinein. Die Größten tun das. Das nennt man ehrlich sein. Und nur die Streber erlauben sich